

Eine gotische Schreckensvision: „Das Internat“ von Ersan Mondtag.

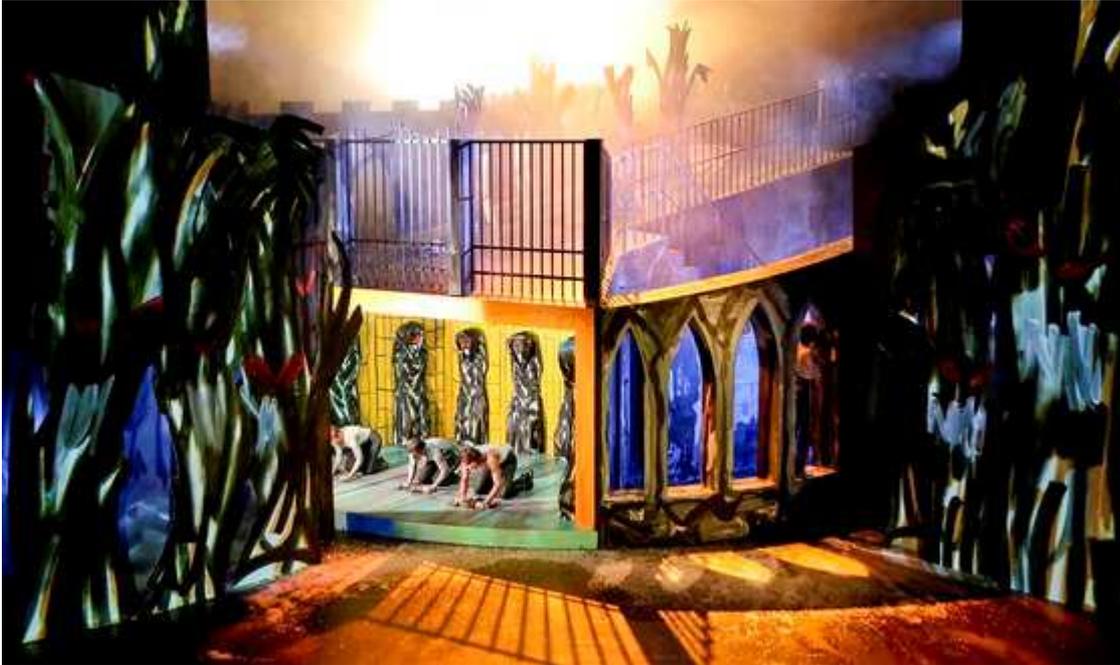


Foto: Birgit Hupfeld

Alles dreht sich fortwährend. Ersan Mondtags „Internat“, eine Welt en miniature, ist gefangen in einer ewigen Kreisbewegung. Aus dem gelben Waschraum, an dessen Wänden statt Duschen neun dämonische Wesen mit leuchtend roten Augen hängen, wird ein Schlafsaal mit dem gemalten Kaminfeuer und drei, in jeweils vier Etagen gestapelten winzigen Betten. Aus dem wird wiederum ein großer Raum, der je nach Mobiliar mal Klassenzimmer, mal Speisesaal, mal Partystätte und mal Folterkammer ist. Ihm folgt eine Außenansicht des Internats mit Zinnen, einer langen Treppe und einer ganzen Reihe gotischer Spitzbögen, und die geht schließlich wieder in den Waschraum über. Jede Drehung offenbart neue Details und verstärkt noch den alpträumhaften Eindruck, den die wie von Kinderhand bemalten Wände erwecken.

Der Anfang ist nicht der Anfang. Während aus dem Off die „Stimme eines toten Kindes“ erklingt, das als verführerischer böser Geist das Internat heimsucht, wird ein nackter Junge von einigen uniformierten Mitschülern in den großen leeren Saal geleitet. Philipp Joy Reinhardt ist zu diesem Zeitpunkt allerdings noch nicht wirklich nackt. Er trägt einen bemalten Ganzkörperanzug. Unter den Blicken der anderen Zöglinge muss sich Reinhardt auf den Boden legen, in Erwartung der Züchtigungen und Erniedrigungen, die unausweichlich erscheinen. Doch sie bleiben aus. Stattdessen beginnen die in an scheinbar vergangene Zeiten erinnernde blaue Uniformen gekleideten Schüler, sich rückwärts zu bewegen.

Analog zur Bewegung der Bühne dreht Mondtag die Zeit erst einmal zurück. Wie konnte die geschlossene Internats-Gesellschaft, in der es keine Erwachsenen, jedoch strengste Hierarchien gibt, an diesen Punkt kommen? Ist Reinhardt, den die Geisterstimme umgarnt und immer wieder den Jungen im Schnee nennt, nun ein Opfer oder selbst auch ein Täter? Die Erzählung mag rückwärts ablaufen, aber sie führt zu keinem fest umrissenen Anfang. Zwischen den einzelnen Szenen klaffen Lücken. Vieles könnte ein Traum sein. Hat Philipp Joy Reinhardts Junge im Schnee zwei seiner Mitschüler ermordet, oder war das auch nur eine Phantasie?

Ganz zu Beginn verkündet die Stimme des toten Kindes: „Ich glaube, die größte Barmherzigkeit dieser Welt ist die Unfähigkeit des menschlichen Verstandes, alles in der Welt zueinander in Beziehung zu setzen. Wir leben auf einer Insel der Ahnungslosigkeit.“ Aus der größten Barmherzigkeit erwächst allerdings auch das größte Grauen. Also malt Montag musikalisch unterstützt von T.D. Finck von Finckenstein, dessen teils minimalistische, teils romantische Kompositionen und Klangkulissen einen düsteren Echoraum des Schreckens und der Paranoia erzeugen, eine Serie von Höllenszenen, die den Visionen eines Hieronymus Bosch in Nichts nachstehen. Ein Albtraum gebiert den nächsten.